

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

91 (16.11.1851)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 16. November 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 91.

Die Schweden vor Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Die funkelnden, schwarzen Augen Gradiskas glaubte man nur auf den Teller gerichtet, als indessen Bisithum und seine Nichte nach dem Maine sahen, blitzten dieselben plötzlich in die Höhe und nickten dem Major ermuthigend zu, indem der Kopf, unmerklich nach Clotilden sich neigend, auf diese hinwies.

Zobeltitz schien das Zeichen zu verstehen, denn er legte Messer und Gabel nieder, schöpfte tief Athem und bereitete sich, wie man recht gut wahrnehmen konnte, zu einer Rede vor.

Oheim und Nichte setzten unterdessen das Tischgespräch allein fort. Letztere jagte die Schmeicheleien — wie sie es nannte — die ihr nicht gebührten, von sich abzuwenden, und der alte General, heute bei besonders guter Laune, bewies der Jungfrau auf das Bündigste, wie er nur die Wahrheit geredet habe und Clotilde sich jetzt immer mehr die Eigenschaften einer guten deutschen Hausfrau aneigne.

„Deshalb,“ fuhr er dann geheimnißvoll, scherzend fort, „müssen wir mit nächstem Bedacht nehmen auf einen ordentlichen, mannhafteu und standesgemäßen Ehegemahl.“

Letztere Anmerkung schien den Major Zobeltitz aus seinem Nachdenken zu wecken und den Ausbruch Desjenigen, was in demselben gährte, zu beschleunigen.

„In der That,“ begann er plötzlich entschlossen, „Herr General, Ihr habt da ein kluges Wort gesprochen und ich möchte wohl — wenn Ihr es nämlich erlaubt — bei dergleichen Bemühungen für das Fräulein von Eckreit Euch hülfreiche Hand leisten.“

„Ihr seid allzugütig,“ fiel hier Clotilde mit schnell ernst gewordenem Gesichte ein.

Der alte Oheim aber lächelte: „Der Erfahrene hört Alles an, prüft Alles und behält das Beste. Redet nur, Major Zobeltitz, vielleicht ist Euer Vorschlag gar nicht zu verwerfen.“

Ein Strahl der Freude zuckte über das geröthete Gesicht des Aufgeförderten. Mit heitrier Miene strich er sich den Knebelbart, hob seinen gefüllten Becher empor und trank ihn auf das Wohl der anmuthsvollen Tafelwirthin bis zum Grunde leer, dann sprach er mit gutmüthigem Tone:

„Ihr wißt, Herr General, daß ich beabsichtige, den Rock des Kriegers auszuziehen und mich den friedlichen Beschäftigungen zuzuwenden. Mein Vater ist todt, meine Güter sind verwaist, da muß ich wohl — soll nicht alles drunter und drüber gehen — deren Verwaltung übernehmen. — Auch, daß ich Euch nur frei gestehe, bin ich des „Mord und Todtschlags“ einmal satt und sehne mich nach Werken des Friedens und — der Liebe. — Deshalb will ich an unsern Oberbefehlshaber, den Herzog Bernhard, die Bitte richten, daß er mir den Abschied ertheilt. Wird mir dieser, wie ich hoffe, nicht vorenthalten — dann habe ich auch eine Bitte an Euch.“

„An mich auch?“ rief Bisithum fehölich aus, indem er einen, so zu sagen schelmischen Blick auf seine Nichte warf. „So laßt doch hören.“

Während nun Gradiska mit kaum bemerkbarem, verschlagenem Lächeln schnell sich erhob, als ob irgend ein Geschäft nach geendigter Tafel seine schleunigste Entfernung fordere und mit abermaligem verstohlnem Winken gegen Zobeltitz schnellen Fußes das Gemach verließ, trat der erschrockenen Clotilde plötzlich alles Blut aus den Wangen. Mit hochklopfendem Herzen sah das

Mädchen den — wie man leicht denken konnte — entgegenwollen Eröffnungen der nächste Minute entgegen. Der Major aber, welcher unterdessen eine kleine ihm aufgestiegene Verlegenheit bald bemöhrt hatte, erwiederte ruhig, mit auf Clotilde gerichteten, freundlichen Blicken:

„Meine Güter sind groß und des Hausgestandes habe ich ihrer viele, da muß die leitende und ordnende Hand nicht fern seyn. Mit einem Worte: die Hausfrau darf nicht fehlen, und soll sie ganz genügen, so muß auch mein Herz nicht leer dabei ausgehen. — Herr General, Ihr sucht für Euer Fräulein Nichte einen ordentlichen, mannhafteu, standesgemäßen Ehegemahl. Diese Eigenschaften kann ich alle, ohne unbescheiden zu seyn, die meinigen nennen. Ich dagegen suche eine deutsche Hausfrau, fleißig, sitzsam, hold und anmuthig — wie Eure schöne Clotilde. — Ich habe die Jungfrau gern, sie wird mich auch nicht hassen und nun — kann sich das besser finden? — gebt mir Eure liebe Nichte zum Weibe!“

Freimüthig hielt er dem alten Bisithum die Hand zum Einschlagen entgegen und dieser — nachdem er den Sprechenden eine kleine Weile mit mildem Ernste angeblickt — folgte freundlich dieser Aufforderung.

„In Gottes Namen, sei es drum! — Ich habe das Alles kommen sehen — denn Eure Kriegslisten und Finten hatte ich bald weg — und so konnte ich meine Entschließungen schon im Voraus treffen. Siehst Du, Nichte,“ wendete er sich jetzt mit selbstgenügendem Lächeln zu Clotilde, „wie sich dies schnell und gut gemacht hat? — Nun, ich denke, Du wirst auch in der Zukunft eben so zufrieden mit mir seyn, wie Du es jetzt bist. — Die Freude macht Dich verlegen — macht Dich stumm? — Sei unbesorgt, ich kenne ja Deine Dankbarkeit. — Kommt, lieber Zobeltitz, wir wollen die junge Braut mit ihren Gefühlen allein lassen, damit sie sich sammle und später Euch in Worten verkündige, was — Ihr seht es ja — so heftig jetzt ihr Herz bewegt.“

Beide Männer erhoben sich und wollten — der Major mit einem recht liebewarmen Blicke auf die erstarrte daszende Clotilde, die Stube verlassen, als eine Ordonnaiz eintrat und dem Generalmajor ein Schreiben überreichte, das dieser ungesäumt entfaltete.

Bisithum las und die freundlich geglättete Stirn überzog sich mit finstern Runzeln und das Antlitz verwechelte seine Röhre mit frostiger Blässe.

„Schlimme Botschaft?“ forschte der hierüber betretene Zobeltitz.

„So fürchte ich fast,“ war die Antwort Bisithums. „Ich glaube, Ihr müßt vor der Hochzeit noch einen Ehrengang mit den Herren dadrüben machen. — Vorwärts, Herr Major, laßt Eure Leute antreten. Wir müssen den Teufel nicht abwarten, ihn früher fassen, ehe er uns bei dem Kragen packt.“

Zobeltitz hatte den Befehl soldatisch angehört und verließ im Temporschritte die Stube, und der General, ohne seine Nichte weiter zu beachten, folgte auf gleiche Weise.

Auf dem langen, gewölbten Gange kam ihnen Gradiska entgegen und bestete fragend und verwundert seinen Blick auf den angeregt daher schreitenden Bisithum.

„Du möchtest gerne wissen, was sich zugegetragen hat?“ fragte dieser mit bitterm Lächeln. „Daß ich wieder um Recht habe,“ fügte er dann mit herbem Tone bei, „nichts mehr und nichts

weniger. Heute Morgen meldeten die Wachen, daß die Erscheinung sich habe sehen lassen, und jetzt schon liegt der Berrath in allen Ecken vor."

Major Zobeltiſch war mit dem Generale gleichfalls bei dem Geheimſchreiber ſtehen geblieben, Biſthum bedeutete ihm jedoch, einſtweilen auf ſeinen Poſten ſich zu begeben, dann fuhr er gegen Gradiska mit leiſerem Tone alſo fort:

"Die ſchwediſche Partei im Rathe hatte Alles ſo gut eingefädelt, da ſchlägt der alte Stalberg — ich habe es ja immer geſagt, er ſei ein Schwachkopf, ſie ſollten ihm nicht ſo viel trauen — plözlich auf die kaiſerliche Seite hinüber. Man hatte den vielen Meinungsloſen dann zugerannt, ſie ſollten nur dem Referenten beſtimmen; natürlich ſtimmten dieſe nach der erhaltenen Inſtruktion und ſo — iſt Frankfurt unſerer evangeliſchen Sache jetzt verloren."

"Der alte Stalberg auf die kaiſerliche Seite?" wiederholte Gradiska mit Staunen, indem jedoch ein leiſes, höhnliches Lächeln nicht ganz von ihm beſeitigt werden konnte.

"Weiße der Teufel, wer den Mann wie einen Lederſtrumpf umgewendet hat! Doch das iſt nicht Alles. Die geheimen Verhandlungen mit all den Reichsunmittelbaren ſind in den Händen der Kaiſerlichen. Keiner dieſer winzigen Herrſcher traut jetzt mehr dem Andern, und in der Flucht zum Kaiſer glauben ſie ihr Heil zu finden. Es iſt ein wahrer Wettlauf, wer zuerſt unter die Füße ſich kann treten laſſen."

"Haben die Herren des Rathes," bemerkte der Geheimſchreiber mit ſchlauer Miene, "die Farbe gewechſelt, ſo werden ſie auch nicht anſehen, den Verräther an den ſieherigen Freunden zu machen."

Biſthum ſchüttelte erſt den Kopf und wurzelte ſein Auge feſt auf den Schreiber.

"Das Letztere glaube ich nicht und Du — Du ſollſt es auch nicht glauben. Schwach mögen die Herren ſchon ſeyn — ſie fürchten für ihre Privilegien und alten Pergamente — aber ſchlecht — nein, Gradiska, das ſind ſie nicht. Hier iſt förmlicher Verrath, von einem Spion ausgeheckt, im Spiele, und wehe dem Schandbuben, wenn wir ihn entdecken!"

Gradiska zuckte unmerklich zuſammen und ſein Auge funkelte unter den gerunzelten Brauen. Aber nur für wenige Augenblicke, dann fragte er mit geſchmeidiger Glätte:

"Und wie gedenkt der Herr Generalmajor jetzt zu handeln?"

"Natürlich werden die Herren mit ſanftmüthigen Reden mich aus dem Neſte locken wollen. Allein daraus wird nichts. Zum Glücke habe ich das Alles zum Voraus geſehen und deßhalb durch Dich die Schreiben um Verſtärkung abgehen laſſen. Jeden Augenblick muß dieſe eintreffen —"

"Sind bereits eingetroffen," rief der heftig daher polternde Major Zobeltiſch, "vor der Allerheiligenpforte liegen vier Compagnien auserleſenes ſchwediſches Fußvolk, ſo uns Obrigt Roſa von Hanau ſendet. Der Frankfurter Hauptmann von Glauburg hat aber die Zugbrücken aufgezo-gen und mit dem Feuer der Falkonetten gedroht, wenn ein Schwede es wagen ſollte, den Brückenkopf zu betreten."

"Höll' und Teufel!" kniſchte der alte Biſthum. "Wer gab den Befehl zu ſolch' ſchimpflicher Behandlung?"

"Der Rath von Frankfurt!" verſetzte Zobeltiſch mit zornblitzenden Augen.

"Alarm! Major. Laß Alarm blaſen und trommeln. Ich will ihnen in die Flanke fahren, als ob ein Donnerwetter in die Saat hagelte. Der alte Biſthum hat noch Krallen und Zähne, er wird die Mäuſe, welche ſich aus den Löchern wagen, zerreißen und erwürgen."

Mit klirrenden Schritten eilte er mit dem Majore die ſteinernen Stufen hinab und bald darauf wirbelten in Sachſen-hauſen die Trommeln, ſchmetterten die Trompeten und aus den Baſtionen heulten die ſchwediſchen Heerhörner.

Liſt ſiegt über Gewalt.

Ganz Frankfurt war in Aufregung. General Biſthum hatte die in der Stadt ſeither gelegenen ſchwediſchen Compagnien nach Sachſen-hauſen gezogen, das deutſche Haus und den nebenan gelegenen Eleiſchen Hof verrammelt und verſchanzt und einige ſeiner leichten Feldſchlangen in die Bürgerhäuſer der Löberggaffe bringen laſſen, alſo dieſelben jetzt aus den niedern Fenſtern der armen Leute trohend nach Frankfurt herausſchauten, während die ganzen und halben Carthausen, an der Brücke und hinter den Schießſcharten der Feſtungsmauern am deutſchen Hauſe aufgeſtellt, die gegenüber liegende Stadt jeden Augenblick zu zerſchmettern drohten. Mit Geſchüz war überhaupt der ſchwediſche Befehlshaber hinlänglich verſehen und an guten und erfahrenen Conſtablern fehlte es ihm eben ſo wenig, allein an Fußvolk litt derſelbe Mangel; um alle feſten Standpunkte gehörig beſetzen zu können.

Der Rath der Stadt, dieß wohl erkennend und erwägend, hatte nachdem der Bruch mit den Schweden und deren Verbündeten nun einmal förmlich eingetreten war, daher nicht geſäumt, mit ſeinen ſechs, je zweihundert Mann ſtarken, Compagnien Fußvolk alle Stadthore nachdrücklichſt zu beſetzen. Dem raſchen Zuſahren des ſtädtiſchen Obristleutenants von Holz-hauſen war es ſogar noch gelungen, zweihundert Mann in die Bollwerke am Affenthor zu werfen, wodurch nun Biſthum auch im Rücken bedroht erſcheinen mußte.

Angriffsweiſe nicht zu verfahren, allein jede ſchwediſche Verſtärkung erſt und, wenn nöthig, mit Gewalt zurückzuweiſen, war des Rathes Befehl an ſeine Offiziere, und die guten Verſchanzungen, ſo wie das bereit ſtehende Geſchüz machten es leicht, dieſem nachzukommen.

Zum Ueberflusse hatte der Rath nun auch noch die zum Theil mit Partisanen, zum Theil aber auch mit Mäſketen bewaffneten Bürger der Stadtquartiere aufgeboten und die Handwerksburſche, nachdem ſie mit Lanzen verſehen worden, in Häuſen zuſammengeſtellt, alſo, daß es überall von Kriegerleuten wimmelte und die ganze Reichsſtadt in ein einziges Heerlager verwandelt ſchien.

Durch dieß thatkräftige Benehmen des Rathes war dem alten Biſthum doch Achtung eingeflößt worden. Unmüthig ſtand derſelbe an ſeinen Fenſtern des Eleiſchen Hofes und ſendete finſtere Blicke auf das, bis an die Zähne bewaffnete Frankfurt, dem Rumor zuhörend, welchen die Bürger mit Trommeln, Trompeten und Heerpauken dort anſtellten.

Gradiska, mit Papieren in den Händen, kam, leiſe auftretend, in die Stube und nähete vorſichtig dem Generale, der ihn mürrisch anſuhr. Befehle und Anweiſungen waren zu unterzeichnen und Biſthum erledigte unwirſch das ihm Vorgelegte.

Mit gänzlich unbefangener Miene, aber liſtigem Blicke, brachte der Eingetretene die Rede auf das Beklemmte ihrer Lage, mit ſchlauen, vorſichtigen Worten eine Uebergabe Sachſen-hauſens als das Beſte empfehlend. Biſthum, welcher wiederholt durch das Fenſter geſehen, wendete ſich um und betrachtete Gradiska mit feſtem Blicke.

"Du biſt der Schreiber," entgegnete er mit rauher Sprache, "und haſt Dich um Deine Papiere, nicht um die Sache der Waffen zu kümmern!"

Der ſo Angefahrene machte eine demüthige Verbeugung und entfernte ſich, nachdem der General ihm den Rücken zugedreht, mit vor Freude glitzernden Blicken.

"Laß mir den Major Zobeltiſch kommen," rief der General dem eben unter die Thüre Tretenden nach, und Gradiska, nochmals ſich verbeugend, zum Zeichen, daß er dem Befehle nachkommen werde, zog den geöffneten Thürflügel hinter ſich zu.

Biſthum hatte kaum eine kleine Wille wieder durch das Fenſter geſchaut, als das Sporengeklirr auf dem äußern Gange den nahenden Major verkündete. Der General empfing den Eintretenden ebenfalls mit finſterer Miene.

Die Sachen stehen schlimm, Major Zobelitz. Wir sind abgetrennt, sitzen hier, wie auf einer Insel; aber den anvertrauten Posten verlasse ich dennoch nicht."

"Werd auch so bald nicht nöthig seyn," entgegnete der Angeredete mit zuversichtlichem Tone; "denn die Herren jenseits werden vor der Hand zu offenem Angriffe nicht schreiten, und — wenn wir nur Zeit gewinnen, so wird es schon möglich werden, Verstärkung in unser Sachsenhausen zu werfen."

"Sie sind an Mannschaft uns überlegen," lachte Bischoff zähneknirschend, "und lassen nichts herein. — Wenn ich nur wenigstens mit Obrist Rosa zu Hanau mich benehmen könnte. Dann ginge es vielleicht doch."

"Wie wäre es, Herr General," bemerkte Zobelitz mit schlauer Miene, "wenn ich Euch dieß möglich machte?"

Mit diesen Worten öffnete Zobelitz die Thüre und ein schlanker, kräftiger, bewaffneter Mann in dunkeln Lederkoller, die Schwedenbinde über der breiten Brust, trat in die Stube und grüßte den überraschten General mit vor Freude leuchtendem Antlitz.

"Obrist Rosa!" rief Bischoff.

"Wie er lebt und lebt!" war die frohlockende Antwort.

"Was ich dem Befehlshaber in Sachsenhausen mitzutheilen habe," sprach sofort der Obrist, "geht vor der Hand nur diejen an Klein an. Major Zobelitz, Ihr werdet entschuldigen —"

"Ist nicht vonnöthen," war des Angeredeten Erwiderung, "ich weiß, was dem Soldaten ziemt."

Mit diesen Worten entfernte sich der Letztere, und Bischoff, gespannt näher tretend, blickte, die Stirne in Falten und die Hände auf den Rücken gelegt, dem Obristen fragend ins Antlitz.

"Was Euch eröffnen werden soll," begann nun dieser, "konnte Kanzler Orenjierna weder einem Dritten, noch dem Papiere anvertrauen; darum komme ich selbst. — Viele der Reichstände sind von der schwedischen Sache abgefallen und mit Geld, etwelchen Millionen, will man unser Land, das Tausende seiner tapfern Männer und selbst seinen hochherzigen König gepflegt hat, beschwichtigen. Solch schimpfliche Behandlung duldet weder der Kanzler, noch sein tüchtiger Kriegsführer, der Herzog Bernhard von Weimar. Der Verlust der Nördlinger Schlacht hat zwar unsere Macht erschüttert, aber gebrochen hat sie dieselbe nicht, denn mächtige Heere stehen in Thüringen und im Norden von Deutschland. — Aber auch Kaiser Ferdinand hat seine Völker gerüstet, und verstärkt durch den Abfall der Untrigen, namentlich durch das Böhmen bedrohende Sachsen, ist er uns furchtbarer, als je. Da hat der Kanzler schlaue seine Blicke wieder nach Frankreich geworfen und der Minister Ludwig des Dreizehnten, Cardinal Richelieu, begriff sogleich, daß man die Macht des Hauses Habsburg nicht dürfe übermäßig wachsen lassen."

"An den Erzfeind Deutschlands hat er sich gewendet?" murzte Bischoff, indem er mißbilligend den Kopf schüttelte.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß gegen die Befreier Dr. Kinkels aus dem Zuchthause zu Spandau.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun noch festgestellt worden, daß die bei der Verhaftung des Angeklagten vorgefundenen 151 Thlr., darunter 40 Thlr. in Gold, nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit zum Theil von den Ersparnissen des Sohns, zum Theil von dem Vermögen der Frau des Angeklagten herrühren und deshalb auch zurückgegeben worden sind, wendet sich das Verhör zum zweiten Angeklagten, Gastwirth und Rathmann Krüger aus Spandau. Er erregt die Heiterkeit der Versammlung. Er ist, ausser dem bereits Angeführten, beschuldigt, den Studiosus Schurz bei sich beherbergt, ohne ihn bei der Polizei angemeldet zu haben. Er bestreitet, irgend etwas von der beabsichtigten Flucht Kinkels ge-

wußt zu haben, und sieht darin, daß ein junger Mann zu verschiedenen Zeiten bei ihm unangemeldet logirt habe, nichts Strafbares. Er habe ihn für einen Weinreisenden gehalten und seine Anmeldung unterlassen, weil er stets nur kurze Zeit bei ihm verkehrt habe. Er gibt ferner zu, daß er, wie die Anklage behauptet, einen Mann bei sich aufgenommen habe, der mit einer von der Berliner Polizei ausgestellten Aufenthaltskarte zu ihm gekommen. Er glaube aber, daß ihm daraus nichts zur Last gelegt werden könne, denn er wolle es zugestehen, daß er öfter Leute, ohne nach ihren Legitimationen gefragt zu haben, bei sich aufgenommen, jedoch halte er es nicht für gut, darüber hier öffentlich zu sprechen. Zu einer freien Auslassung aufgefordert, erzählt er, daß am 19. März 1848 eine Equipage bei ihm vorgefahren und daraus ein Herr und mehrere Damen ausgestiegen seien, welche ihm auf seine Frage als Frhr. v. Schleinitz nebst Familie bezeichnet worden. Er habe sich sehr bald überzeugt, daß diese Bezeichnung eine falsche gewesen, da er in dem Ankommenden den Prinzen von Preußen erkannt und natürlich unangemeldet aufgenommen habe. Ebenso sei dieß mit einem andern Fremden, und zwar mit dem damals aus Berlin flüchtigen Major v. Preuß der Fall gewesen. Er gesteht zu, daß er einmal in der Wohnung des Angeklagten Brune gewesen sei, jedoch in seiner amtlichen Eigenschaft als Rathmann, um von dem Sohn des Angeklagten eine Copie der amtlichen Quartierliste in Empfang zu nehmen. Er bestreitet auch nicht, daß er vielleicht mit dem Gefangenwärter über das Schicksal Kinkels oberflächlich gesprochen, bestreitet aber jede Unterredung oder Anspielung über eine Flucht. Er habe übrigens für Kinkel nur eine allgemeine Theilnahme empfunden und in keiner Weise sich veranlaßt gesehen, für dessen Flucht zu wirken; daß dieser nicht nach seiner Flucht noch bei ihm gewesen, wolle er durch vier Personen, die er mit zur Stelle gebracht habe, beweisen.

Der Staatsanwalt protestirt gegen die Vernehmung dieser Personen, der Gerichtshof beschließt jedoch, diese vorzunehmen. Die Zeugenvernehmung ergibt Folgendes. Der Oberaufseher des Zuchthauses zu Spandau, Herbst, beschreibt zunächst ausführlich die Lokalität der Zelle, in welcher Kinkel eingesperrt gewesen, und dann wie er am Morgen nach der Flucht das Gefängniß wieder gefunden. Daß Kinkel von innen das Gitter geöffnet, hielt er für eine Unmöglichkeit und behauptet, daß die in den einzelnen Stäben vorgefundenen Eindrücke nicht von einem Messer, wie Brune behauptet, sondern nur von einem Säbel oder, was noch wahrscheinlicher, von einem Stemmisen herrühren könnten. Die Schlüssel, mit denen das Gefängniß eröffnet worden, hat er am andern Tag auf der gewohnten Stelle gefunden. Der ehemalige Hüftaufseher Beyer gesteht, daß er dreimal bei Schurz im Krüger'schen Gasthof gewesen und mit diesem über die Befreiung Kinkels gesprochen, auch daß, wie bereits erzählt, ein vergeblicher Fluchtversuch stattgefunden habe. Brune habe ihm auch 400 Thaler geboten, doch habe er nichts empfangen. Ähnliches bekunden die ebenfalls entlassenen Aufseher Michaelis und Knefel, sowie der beim Gastwirth Krüger als Regelfunge fungirende Segemünd eingesteht, für Schurz Befreiungen ausgerichtet zu haben. Der Kaufmann Ahaus, der mit Brune in einem Gefängniß gesessen, bezeugt, daß ihm dieser den ganzen Verlauf der Befreiung erzählt und daß er dafür 4000 Thlr. empfangen habe. Der Zeuge hat dieß gleich dem Staatsanwalt zu Spandau, und zwar, wie er sagt, aus "reinem Patriotismus" mitgetheilt. Er muß aber auf mehrere Fragen des Vertheidigers theilweise zugestehen, daß er mit Brune nicht auf sehr freundlichem Fuß gestanden, indem dieser wegen des Ungehefers, womit der Zeuge behaftet war, gedroht hat, ihn hinauszuworfen und auch wirklich erlangt hat, daß der Zeuge in eine andere Zelle verlegt worden ist. Ahaus muß übrigens zugeben, daß er bei der Mittheilung dieses Geständnisses den Staatsanwalt gebeten hat, es zu veranlassen, daß er nicht mit Zuchthausstrafe belegt werde.

Nach diesen Auslassungen verzichtet die Vertheidigung auf

die Vernehmung der von Krüger beschafften Defensionalzeugen und dem Staatsanwalt wird das Wort ertheilt. (Schluß folgt.)

Bilder deutscher Kaiser.

(Fortsetzung.)

Ferdinand der Erste.

1556 bis 1564.



Zwar nur 8 Jahre hat dieser zweite Enkel Maximilians, der Stammvater der deutschen Habsburger, wie sein Bruder der spanischen, als Kaiser über Deutschland regiert. Aber er war schon vorher als Karls Stellvertreter immer für das Reich thätig gewesen und hatte auf den meisten Reichstagen für ihn die immer schwierigeren Verhandlungen mit den Ständen geleitet. Darum hatten ihn diese, die ihn um seines Eifers in den Geschäften, um seiner Gerechtigkeitsliebe und seines versöhnlichen Sinnes willen liebten, schon 1531 zum römischen König erwählt und sie schätzten sein dadurch erlangtes Recht eben so gegen seinen Bruder, als dieser damit umging, seinem Sohne Philipp die Kaiserkrone zuzuwenden, wie gegen den Papst Paul IV., der es noch einmal wagte, über die deutsche Kaiserkrone zu entscheiden. Und Ferdinand entsprach auch während seines selbständigen Waltens ganz dem Vertrauen der Stände; namentlich gelang es ihm, den Religionsfrieden, den er vorzüglich 1555 zu Augsburg zu Stande gebracht hatte, in Kraft zu erhalten und seine Regierung war eine der ruhigsten und friedlichsten. Denn ob er gleich in Spanien unter den Augen seines mütterlichen Großvaters im strengsten Katholicismus erzogen war, so zeigte er sich doch gegen die Protestanten, selbst in seinen östreichischen Erblanden, gerecht und mild; ja er wünschte selbst einige ihre Forderungen erfüllt und machte auf dem unter ihm wiederbegonnenen Concil zu Trident, wiewohl vergeblich, den Antrag auf Einführung der Priesterehe und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Dazu vermochte ihn wohl seine natürliche Gutmüthigkeit und die Erfahrung, die er unter seinem Bruder von der Vergeblichkeit gewaltsamen Einschreitens gegen die Reformation gemacht hatte. Doch trug dazu auch seine Stellung bei. Denn durch seine Heirath mit Anna von Ungarn war er nach dem Tode seines jugendlichen Schwagers Ludwig in der Türken Schlacht bei Mohacz 1526 König von Ungarn und Böhmen geworden und hatte seitdem fast lebenslang nicht nur mit seinem Gegenkönig Johann Zápolya, sondern auch mit dessen mächtigem Schutzherrn, dem Sultan Soltan zu kämpfen, wozu er fort und fort die Hälfte der deutschen Fürsten, wie seiner östreichischen und böhmischen Großen bedurfte. Aber seitlich war diese Hälfte zumal von den ersten so schwach, daß er 1529 sogar Wien belagert sah, auch später noch oft in großer Gefahr schwebte und endlich 1562 einen Frieden schließen mußte, in welchem er die Hälfte Ungarns seinem Gegenkönig überlassen und von der andern den Türken Tribut bewilligt

gen mußte. So wenig vermochte damals Oestreich selbst mit der Unterstützung der verbündeten spanischen Macht gegen die noch ungeschwächten Osmanen.

Maritätenkästlein.

Ein Mädchen vom Dorfe kam unlängst nach Leipzig, ging mit einer Freundin auf das Café national und ließ sich ein „Schälchen“ Kaffee geben. Der Garçon setzte, wie dies oft geschieht, ein Glas Wasser hinzu. Die jugendliche Landpomeranze weiß nicht, was dies zu bedeuten hat. „Aha!“ ruft sie endlich, als sie ihre Tasse ausgetrunken, „ich hab's“, sie nimmt das Glas Wasser und wäscht damit ihre Tasse aus.

Ein Bauer hatte ein halbes Kassenbillet, die zweite Hälfte war verloren gegangen. Es lag lange unberührt im Schubkasten. Eines Sonntags aber holt er es heraus, eilt damit nach dem nahen Bahnhof und verlangt dafür ein Billet zur Extrafahrt. — Das kann ich nicht nehmen, erwiedert der Einnehmer. — Warum nicht? schreit der Bauer. — Es ist nur halb. — Das sind faule Fische, ruft Hans erzürnt, Sie müssen's nehmen, denn in der Zeitung steht, man fährt bei der Extrafahrt um's halbe Geld.

Es ist ein Grund! Im Jahre 1820 stand in Lyon ein alter Franzose, Namens Majet, vor Gericht, weil er beim Weinglase jubelnd die Revolution gerühmt hatte. Auf die Frage, warum er es gethan, antwortete er naiv: „Je nun, aus Dankbarkeit, denn mir hat sie meinen Kopf gefassen.“

Die Priester sollen seyn wie die Banquiers, die nicht auf Worte und Geberten, sondern auf gute Handlungen sehen, — und wiederum nicht wie die Banquiers: nicht von der Börse abhängig. — Die Aerzte sollen seyn wie die Priester: Schmerzen und Uebel heilen, — und wiederum nicht wie die Priester: sie sollen nicht für den Himmel sorgen.

Der Wein. Gast: Das ist ja ein infamer Wein Herr Birth, und das soll Elser seyn!? Nimmermehr!

Birch: Kann's halter beschwören, mein Herr, habe ich doch selbst die Melange von fünfer und sechser Wein gemacht.

Der englische Dichter Peter Pindar litt an einem hartnäckigen Husten. Sein Arzt verordnete ihm, Eismilch zu trinken; der Dichter lehnte dies ab, aber der Erstere bestand hartnäckig darauf, mit dem Zusätze: „es ist das sicherste Mittel, Ihren Husten los zu werden, ich selbst habe an einem sehr bösen Husten gelitten und nichts hat mir geholfen, als Eismilch.“ „Das beweiset nichts“, erwiederte der Patient; „für Sie, lieber Doctor, war das Muttermilch.“

Charade.

Die Erste ist nie in der Nähe,
Wenngleich Dein Auge sie auch sähe.
Die Zweite bringt der Schoß der Erde,
Sie macht den Kindern oft Beschwerde.
Das Ganze zeigt Dir die Weite,
Und Mancher hat es stets zur Seite.

Charade.

Willst Du mit Deinem Todfeind Dich nicht sähner, —
Wünsche er Dich dort, wo die zwei Ersten grünen.
Die beiden Letzten sind beliebt im Leben,
Dreum will umsonst sie Niemand geben.
Das Ganze wächst auf grünen Wiesen,
Es reizt die Nase bis zum Niesen.

Auflösungen der Logogryphe in No. 90:

L a n z. S a n z. S a n s.

O l e a n d e r. O l e a n d e r.